

Der Begriff des Christentums

von Eugen BISER¹

Wenn „denken“, wie Martin HEIDEGGER meinte, von „danken“ kommt, kann ein schuldiger Dank kaum besser als durch eine denkerische Gegengabe abgestattet werden – in meinem Fall durch den Versuch, meine Gratulanten in den Begriff des Christentums hineinzunehmen, wie er sich mir in langen Jahren des Suchens und Forschens auskristallisiert hat. Das aber ist gleichbedeutend mit dem Versuch, den theologischen Denkweg nachzuzeichnen, der zu meinem Begriff des Christentums führte.

Dabei kam mir zunächst der von mir 1974–1986 wahrgenommene Lehrstuhl für Christliche Weltanschauung und Religionsphilosophie zustatten, den ich von Anfang an als vorgeschobenen Beobachtungsposten im theologische Vorfeld aufgefasst habe. Ihm verdanke ich die Einsicht in den überraschenden System- und Paradigmenwechsel, der in der zeitgenössischen Philosophie auf den Existentialismus und die philosophische Hermeneutik die kritische Theorie und die analytische Sprachphilosophie und auf diese die philosophische Postmoderne folgen liess, bis sie schliesslich im schwachen Denken Gianni VATTIMOS einen bis dahin nicht erlebten Schwächeanfall erlitt.

Vor allem aber gewann ich dort Einblick in die für meine Glaubenstheorie formbestimmend gewordene glaubensgeschichtliche Wende, die sich in der Folge als die theologische Spitze eines umfassenden Umbruchs, ja einer förmlichen Zeitenwende herausstellte. Stimulierend kam der Aufruhr der damaligen Studentenrevolte hinzu, der aller Welt die sich in sämtlichen Bereichen – angefangen von familiären und schulischen bis hin zu staatlichen und kirchlichen – durchsetzende Autoritätskrise vor Augen führte. Dass davon sogar der göttliche Bereich in Mitleidenschaft gezogen war, hatte der kirchenfromme Philosoph Peter WUST vorgefühlt und in geradezu anklägerischen Worten zum Ausdruck

¹ Bisher unveröffentlichte Dankesrede des Autors anlässlich seines 85. Geburtstages vor der Katholischen Akademie von Bayern in München am 10. Januar 2003.

gebracht. Das aber entzog dem auf das Autoritätsmotiv aufbauenden Glaubensbegriff der imperialistischen Vorzeit den Boden, demzufolge der Glaube in einem Akt gehorsamer Unterwerfung unter die autoritative Selbstmitteilung Gottes bestand.

Die rettende Lösung brachte die philosophische Hermeneutik Hans-Georg GADAMERS, die zwei gleich wichtige, aber grundverschiedene Formen von Autorität unterschied: die auf ihrem Besitzstand bestehende machtpolitische und die sich aufopfernde doktrinale, die sich als die Autorität des Lehrers im Akt der Unterweisung aufgibt und dafür mit dem „Wunder des Verstehens“ belohnt wird. Das hiess für die glaubensgeschichtliche Wende, dass sie in erster Linie in einer Wende vom Autoritäts- und Glaubensgehorsam zum Verstehensglauben besteht.

Aufgrund von Denkanstössen Martin BUBERS und Karl RAHNERS wurde mir ausserdem klar, dass sich gleichzeitig eine Wende vom Satz- und Bekenntnisglauben zum Erfahrungsglauben vollzieht. Denn dem Mystiker, dem nach RAHNER die Zukunft des Christentums gehört, geht es um die erlebnishafte Erfahrung dessen, was die Glaubenssätze und Dogmen nach Art von Gefässen umschliessen. Eine Beobachtung Romano GUARDINIS führte überdies zu der Erkenntnis, dass die glaubensgeschichtliche Situation nicht weniger durch eine Wende vom Leistungs- zum Verantwortungsglauben gekennzeichnet ist. Als übergeordneter Vorgang zeichnete sich schliesslich eine Wende vom Gegenstands- zum Innerlichkeits- und Identitätsglauben ab. Erstmals kommt damit das Motiv der Mitte zum Vorschein, der meine forschende Befragung des Christentums galt und gilt. Denn noch immer steht die Christenheit wie Franz KAFKAS unglücklicher „Mann vom Lande“, der nicht in das geheimnisvoll aufleuchtende Innere des „Gesetzes“ einzutreten wagt, vor der sie ebenso faszinierenden wie zurückschreckenden Fassade des mächtigen Dombaus ihres Glaubens. Sie muss endlich dazu bewogen werden, den Eintritt in das mit seiner Lichter- und Bilderfülle auf sie wartende Innere zu wagen. Denn erst dort, in der Mitte ihres Glaubens, wird sie zum Vollbewusstsein ihrer selbst und ihrer Sendung in dieser Welt der Gewalt und Ängste erwachen.

Zunehmend erkannte ich aber auch, dass mit dieser Glaubenswende ein Umbruch im moralischen Bewusstsein einherging und dass beide Umschwünge in einem signifikanten Wandel der *conditio humana* eingebunden sind. Während sich nach Eric Robertson DODDS in nachhomerischer Zeit der bis in die Gegenwart nachwirkende Umschwung von

der Scham- zur Schuldkultur vollzog, steht das heutige sittliche Bewusstsein im Begriff, vom Sündenbewusstsein in die archaische Schamkultur zurückzufallen². Wie die Nachricht von der angeblichen Geburt des ersten klonierten Menschenkinds der aufgeschreckten Menschheit vor Augen führt, steht der Mensch dieses dramatischsten Augenblicks seiner bisherigen Geschichte aber auch schon im Begriff, Einfluss auf seine eigene Evolution zu nehmen und zum Schöpfer seiner selbst zu werden. Die Wirklichkeit hat Sigmund FREUDs Zielbild von einem mit göttlichen Attributen ausgestatteten „Prothesengott“ eingeholt. Hat die christliche Anthropologie darauf eine Antwort? Oder muss sie erst noch daran erinnert werden, dass ihr Spitzenbegriff in der Erhebung des Menschen zur Gotteskindschaft besteht, die FREUDs Chimäre ins Christliche überhöht?

Der zweite und ebenso wichtige Anstoss auf mein Denken ging von Søren KIERKEGAARD aus, auf den mich der Nietzscheforscher Gerd-Günther GRAU hingewiesen hatte. KIERKEGAARD verdanke ich die Überwindung des Dilemmas, in das die in eine traditionale Christologie von oben und eine progressive Christologie von unten entzweite Theologie nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil verfallen war. Wie war das Gefälle zwischen dem christologischen Dogma und dem „Freund der Zöllner und Sünder“ zu überbrücken, auf das sich die zweite Variante bezog? Nach KIERKEGAARD konnte die Lösung nur in einer „Christologie von innen“ bestehen, die von der dienenden Selbstübereignung Jesu (Mk 10,45), dessen kommunikativer Selbstfindung (Joh 17,23) und – wesentlicher noch – von seinem genealogischen Gottesverhältnis (Röm 1,4) ausgeht.

Da er sich nach dem Schlüsselsatz KIERKEGAARDS „Der Helfer ist die Hilfe“ in seiner Hilfe selber anbietet und gibt, ist er auch die leibhaftige Verkörperung seiner Botschaft und der personale Inbegriff des von ihm verkündeten Gottesreiches (ORIGENES). Und da er in den Seinen zu sich selbst kommt, wohnt er ihnen als der sie inspirierende Glaube (IGNATIUS VON ANTIOCHIEN), als die sie beseelende Hoffnung (Kol 1,27) und als die sich in ihnen liebende Liebe (AUGUSTINUS) ein.

² Von dessen biblischem Ursprung in dem Bericht vom Sündenfall aber erklärt BUBER: Sie schämten sich „nicht bloss voreinander, sondern auch miteinander vor Gott“; Martin BUBER, Bilder von Gut und Böse (Köln / Olten 1953) 26.

Deshalb muss im Grund der sein Geheimnis umkreisenden und auslegenden christlichen Wahrheit jene Wahrheit gesucht und ausfindig gemacht werden, die er (nach Joh 14,6) selber ist und die – antlitzhaft verfasst – aus seinem Antlitz hervorleuchtet und ebenso aus seinem Mund und seinen Äusserungen wie aus seiner ganzen Erscheinung spricht.

Das sind die Hinweise darauf, dass Jesus nicht nur als eine Gestalt der Glaubensgeschichte, sondern auch als ein Leitstern der Sozial- und Sprachgeschichte gesehen und gewürdigt werden muss. Denn erst ihm war es gegeben, den ambivalenten, zwischen Faszination und Schrecken oszillierenden Gott der gesamten Religionsgeschichte, angefangen von den religiösen Spuren in den jungsteinzeitlichen Höhlen von Altamira und Lascaux und dem Olymp der ägyptischen, mesopotamischen und hellenistischen Gottheiten bis hin zu dem „grausamen und gütigen“ Gott (BUBER) des Judentums und des Islam, als eine menschliche Selbstprojektion (FEUERBACH) zu entlarven und in die ebenso befreiende wie rettende Eindeutigkeit zu führen.

Søren KIERKEGAARD entnahm das der grossen Einladung an die Bedrückten und Beladenen (Mt 11,28), die mit goldenen Lettern in den Sockel der Christusstatue der Frauenkirche von Kopenhagen eingraviert war. Für das Evangelium ereignete sich diese „Entzauberung“ (WEBER) in der ehrfürchtig-zärtlichen Anrufung „Abba – Vater“, mit der Jesus die Mauer der Unnahbarkeit Gottes durchbrach, mit der er den Abgrund der Gottesferne überbrückte und – paulinisch ausgedrückt – das Herz Gottes erschloss. Damit beseitigte er den aus Angst und Hoffnung gewobenen Schleier, der das traditionelle Gottesbild verhüllte und für allzu viele bis heute verhüllt, und brachte das vor ihm allenfalls geahnte Antlitz des bedingungslos liebenden Vaters zum Vorschein. Damit hob er die verborgenen „Tiefen der Gottheit“ (1 Kor 2,10) ans Licht. Damit beschenkte er die Welt mit seiner bis in deren Abgründe dringenden Wahrheit, während er sich selbst als das grösste Gottesgeschenk erwies (Röm 8,13). Und damit umschrieb er das Zentrum des von ihm erweckten, bezeugten und verkündeten Glaubens.

Wenn irgendwo, liegt hier die von der Christologie von innen gesuchte Mitte des Christentums und die Achse, um die sich die glaubensgeschichtliche Wende und – vermutlich sogar die gegenwärtige Denk- und Zeitenwende – bewegt. Sofern die Glaubenswende auf einen Wandel vom Gegenstands- zum Identitätsglauben hinauslief, zielte aber auch sie auf eine Mitte, auf die sich der Gebetswunsch des Epheserbriefs

„Christus möge in euren Herzen wohnen“ (Eph 3,17) bezieht. Dabei handelt es sich um die mit dem Gedanken von der Einwohnung Christi in den Seinen umschriebene Mitte. Doch was hat diese mit der von Jesus erschlossenen zu tun, und wie lassen sich diese beiden Konzepte miteinander vereinbaren?

Den grossen Vermittler in dieser Frage entdeckte ich in Paulus, der mir bereits als der „antwortende Osterzeuge“ deutlich geworden war. Denn er gibt – in der Sicht der glaubensgeschichtlichen Wende höchst zeitgemäss – Antwort auf die drängende Frage, was sich hinter dem Protokollsatz „Ich habe den Herrn gesehen“, auf den sich die – surrealistisch wirkenden – Ostergeschichten zurückführen lassen, an Erlebniswerten verbirgt. Und er antwortet darauf sogar dreifach: grundsätzlich mit seinem akustischen (Gal 1,15f), visionär mit seinem optischen (2 Kor 4,6) und existentiell mit seinem haptischen Osterzeugnis (Phil 3,12).

Gleichzeitig weiss Paulus, übereinstimmend mit Jesus (Lk 4,19), dass „die Zeit der Gnade und der Tag des Heils“ angebrochen ist (2 Kor 6,2), durchhellt und umfassen vom „Vater der Erbarmungen und Gott allen Trostes“ (2 Kor 1,3). Damit ging die Zeit der Furcht und Heteronomie zu Ende (Röm 8,15), während sich ein neues Gottesverhältnis im Zeichen der Mystik anbahnt, die für Paulus auf zwei Säulen steht: auf der von ihm vielfach gebrauchten Wendung „in Christus“, die nach Alfred WIKENHAUSER die Vorstellung von einer alles umgreifenden Sphäre imaginiert und sich zu der des Haupt und Glieder umfassenden mystischen Leibes verdichtet (1 Kor 12,12; Röm 12,4), und dem trotz seltenerer Bezeugung ebenbürtigen Motiv „Christus in uns“ und damit dem (nach Gal 2,20) identitätsstiftenden Gedanken der Einwohnung Christi im Herzen der Seinen, das sich dieser dadurch aneignet, dass er in diesen „Wirbel“ (Martin BUBER) von Animositäten, Unzucht, Habsucht, Bosheit und Arglist (Mk 7,21–23) seine Liebe ausgiesst (Röm 5,5), so wie er nach dem Kolosserbrief zur Hoffnung (Kol 1,27) und nach IGNATIUS VON ANTIOCHIEN zum Glauben verhilft.

Dieser Synergismus zielt in zwei Richtungen: nach innen, sofern er die Inversion des Prozesses herbeiführt, dem das Christentum seine bisherige Gestalt verdankt. Denn durch die Auferstehung war der Glaubensbote, wie Anton VÖGTLE zeigte, zum Geglaubten, der Botschafter zur Botschaft und der Lehrer zur Lehre geworden. Jetzt aber bricht die Stunde an, in der sich der Schrein der vielfältigen Vergegenständli-

chung öffnet, in welcher der Geglaubte wieder zum Glauben verhilft und der zur Botschaft und Lehre Verfestigte wieder zu reden und zu lehren beginnt, wenn sicher auch nicht in der obskuren Form von Neuoffenbarungen, wohl aber in der des „inwendigen Lehrers“, der an das von Jesus Gesagte erinnert und zu seiner Aneignung verhilft (Joh 14,26; 16,13f).

Wenn das in vorkonziliarer Zeit, wie Gottlieb SÖHNGEN beklagte, zu einem „vergessenen Gegenstand“ geworden war, spricht heute alles dafür, dass es der Vergessenheit entrissen und ins Zentrum des Glaubensbewusstseins gerückt wird. Wenn dies geschieht, wird sich zeigen, dass die von manchen vermutete Gottesnacht einem neuen Sonnenaufgang entgegengeht, dass das Zeitalter der Angst demjenigen der Hoffnung weicht und dass der Tag einer neuen Glaubenserweckung anbricht. Im Aufblick zur Sonne des bedingungslos liebenden Gottes wird dann der staunenden Christenheit deutlich werden, dass ihr allzu oft zu einer Kriegserklärung umgefälschter Glaube in Wirklichkeit die grosse Liebeserklärung Gottes an diese zu ihrem Unglück gottvergessene Welt ist und als solche zur Geltung gebracht werden muss.

Damit ist aber auch schon die Gegenrichtung angesprochen, in die der aus seiner Mitte begriffene Glaube tendiert. Dabei stösst er freilich – mit Paulus zu reden – ebenso auf Bollwerke wie auf Sinn- und Hirngespinnste (2 Kor 10,4): auf die Bollwerke einer gegenständlich verfestigten Religiosität und auf die verhängnisvolle Tendenz von Theologen, die freilich nicht ahnen, dass sie damit in die offene Falle NIETZSCHES laufen, wenn sie den im Gefolge des Zweiten Vaticanums wiederentdeckten Gott der Liebe als den einer alles tolerierenden Beliebbarkeit ausgeben. Das volle Gegenteil trifft zu. Der Gott, der uns, wie Paulus versichert, in seinem Sohn „alles“ schenkte (Röm 8,32), verlangt auch alles: Liebe aus ganzem Herzen, aus ganzer Geistes- und Lebenskraft (Mk 12,29f). Und er verlangt, aktueller noch, dass wir – wie es Max WEBER den von seinem Vortrag „Wissenschaft als Beruf“ erschütterten Hörern einschärfte – „der Forderung des Tages“ gerecht werden. Worin besteht sie?

In einer von ständig wiederholten Kriegsdrohungen terrorisierten Stunde in erster Linie im Einsatz für den nach der sanften Revolution von 1989 fast schon in Reichweite gekommenen, nun aber aufs neue in Frage gestellten Weltfrieden, konkreter gesagt, im Einsatz für ein neues Friedensbewusstsein, das mit dem gedankenlosen, den Frieden tenden-

ziell an den nächsten Krieg verratenden Begriffspaar „Krieg und Frieden“ bricht und den Frieden als die unabdingbare Forderung der Stunde begreift. Denn der Friedensgedanke steht als höchste aller Menschheitsutopien dem Gottesbegriff so nahe, dass er alternativelos wie dieser gedacht und angestrebt werden muss. Dazu verhilft der Aufruf der Bergpredigt: „Selig die Friedensstifter; sie werden Kinder Gottes heißen“ (Mt 5,9). Wer sich zur Würde und zum Stand der Gotteskindschaft erhoben weiss, ist dadurch beauftragt, sich ganz für die Sache des Friedens zu verwenden. Denn der Friede kommt nach der Ansage der Engel zwar von oben; beginnen aber muss er „auf Erden“, also im Nahverhältnis der so oft durch Feindbilder, Aggressionen und Animositäten entzweiten Menschen. Hier, in den Niederungen des so oft von Zwietracht vergifteten Alltags, muss er beginnen, wenn er als Anruf nach oben dringen und von dort mit seiner Gewährung beantwortet werden soll.

Das ist der Begriff des Christentums, den ich Ihnen als Dank für allen Zuspruch und alle Zuwendung nahebringen wollte. Doch das ist, wie meine Ausführungen verdeutlichen sollten, kein Begriff, der argumentativ umschrieben und definiert werden kann, sondern eine Wirklichkeit, von der man sich (nach Lk 17,20) ergreifen lassen muss.